

Kunst, Können, Kultur



European Master of Craft

Best Practice Tournee 2014 - 2017

Essay von Stephan Bickel

Was ich darüber denke.....

„Für das Können gibt es nur einen
Beweis:

Das Tun.“

Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach

„Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand, Daß er
im innern Herzen spüret,

Was er erschafft mit seiner Hand.“

Aus "Das Lied von der Glocke" von Friedrich Schiller

„Kunst kommt von können, nicht von
wollen, sonst müsste es ja Wunst heißen.“

Karl Valentin

Wechselwirkungen

Können erschafft Kunst // Kunst definiert

Können

Kunst ermöglicht Kultur // Kultur benennt

Kunst

Kultur fördert Können // Können erschafft

Kultur

Ableitung der Postulate

Können ist das erschaffende, bestimmende Tun. Der Tätige ist der schaffende Mensch (bei Goethe „das Genie“). Ohne Können gibt es kein Werk, folglich keine Kunst. Kultur ermöglicht dem Schaffenden das Tun.

Alle Kräfte sind wechselseitig voneinander abhängig, sind Wirkungszusammenhänge und bedürfen einander. Folglich ist keine Kraft ohne die anderen Elemente denkbar. Es gibt also weder Kunst ohne Können, noch gibt es Können ohne Kultur. Kultur bildet die umschließende, vereinigende Kraft, mit deren Hilfe sich das Tun im Werk vollendet. Der Schaffende, also der Künstler, erhält durch sie den Freiraum, der ihm erst das Tun ermöglicht.

Johann Wolfgang von Goethe hat in seinem Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ (erschienen 1773) sein Kunstverständnis anhand des Beispiels der Baukunst, genauer des Werkes Erwin von Steinbachs, dargelegt. Im Folgenden soll untersucht werden, inwieweit Goethes Text heute noch Gültigkeit hat und wie wir ihn heute verstehen könnten.

Goethe legt in seinem Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ sein Verständnis von Architektur dar. Dazu entwickelt er am Beispiel Erwin von Steinbachs, des von ihm verehrten Baumeisters des Straßburger Münsters, zunächst seine Vorstellung eines Genies. In der Abgrenzung zur Renaissancebaukunst der Franzosen und Italiener („Welsche“) rehabilitiert er anschließend die seiner Meinung nach missverstandene gotische Baukunst und verklärt sie, in Umdeutung der Tatsachen, nämlich der Entstehung der Gotik in Frankreich, zur urdeutschen Baukunst. Nach Goethes Definition entspringt das Kunstwerk der Seele des Genies als bis in die kleinste Einheit gefühltes Ganzes. Dabei wird das Werk belebt durch seine innere Notwendigkeit und Wahrheit. Die Bildung des Kunstwerkes ereignet sich in der unbekümmerten, unbeeindruckten Natürlichkeit der Seele, ohne Einflüsse von außen, ohne Zwänge oder Abhängigkeit.

Es entzieht sich in seiner Vielgestaltigkeit und Kleingliedrigkeit der Deutung des Betrachters und kann allenfalls bestaunt, niemals jedoch erklärt werden. Die Bildungskraft des Künstlers liegt im Vermögen, aus der Vielzahl der Glieder ein harmonisches Ganzes zu schaffen, dazu schöpft er allein aus der Tiefe seiner Empfindung, er ahmt nicht die Vorbilder der Geschichte nach. Die Rauheit und Ursprünglichkeit, die dem Werk dadurch innewohnen, sind beabsichtigt und spiegeln die Empfindungen des Schaffenden wider.

Beim aufgeschlossenen, nicht dem gebildeten, Betrachter erzeugen sie widersprüchliche Reaktionen, die ihn zur intensiveren Auseinandersetzung herausfordern sollen. Goethe spricht der Kultur, verstanden als Sammelbecken wissenschaftlicher, geistiger und künstlerischer Leistungen, die Fähigkeit ab, Kunst zu erklären. Die Gesellschaft der Menschen darf die Werke des Genies lediglich bestaunen. Der bildende Geist schafft sich selbst ein Denkmal, er braucht keine weiteren Erinnerungsorte. Ein kultiviertes, glattes Werk lehnt Goethe als verzärtelt und unbedeutend ab. Er erhebt Stärke und Rauheit zu den Prinzipien unverfälschten, künstlerischen Schaffens. Der etablierte Kunstbegriff seiner Zeit ist in Goethes Vorstellung lediglich Verschönerung von bereits vorher Geschaffenem.

Laut Goethe darf sich Kunst nicht in der Dekoration erschöpfen, sondern muss eigenständig, wahr, ganz und lebendig sein. Dies kann nur in der empfindsamen Seele des Genies geschehen, wo, ohne den Einfluss von Prinzipien, die „Teile in ein ewiges Ganzes zusammenwachsen“.

Dabei sind die Prinzipien an sich nicht schädlich, sie werden vom Genie nicht verachtet, dürfen sich aber nicht in der Nachahmung der Natur erschöpfen, sondern müssen verinnerlicht werden. Goethe nutzt die gotische Baukunst als Reflektionsfläche für seine Vorstellung eines deutschen Wesens, einer Eigenart des deutschen Volkes, welche es befähigt, Kunstwerke wie das Straßburger Münster hervorzubringen.

Kunst und Handwerk sind nach weit verbreitetem Verständnis zwei unterschiedliche Sphären, die sich in gestalterischen Berufen wie dem Steinmetzberuf allenfalls gelegentlich, zufällig begegnen, aber ansonsten nicht als zusammengehörend wahrgenommen werden. Das war jedoch nicht immer so.

Zur Zeit Goethes gab es keine Trennung zwischen Handwerk und Kunst; der Baumeister, heute würden wir ihn vielleicht Architekt nennen, war ein Künstler.

Wo liegt nun also die Unterscheidung zwischen Handwerk und Kunst? Wann ist jemand schon ein Künstler oder noch ein Handwerker? Und ist diese hierarchische Staffelung, wonach das Handwerk minderwertiger sei und sozusagen unter der Kunst rangiere, überhaupt zulässig?

Ich bin der Meinung, die Antwort auf diese Frage liegt in dem Umgang mit dem Material selbst. Anders ausgedrückt: Handwerker und Künstler unterscheiden sich hinsichtlich der Auseinandersetzung mit dem Material, welches sie bearbeiten. Der Handwerker, in unserem Fall der Steinmetz, bedient sich seines Materials mit großer Sicherheit, er kennt und schätzt den Werkstoff, dessen Eigenschaften ihm vertraut sind. Man könnte sogar sagen, er verspürt eine gewisse Seelenverwandtschaft mit seinem Material.

Die Rückwirkung der Eigenschaften des Steins auf denjenigen, der ihn bearbeitet, sozusagen seine anleitende Kraft, sind für den Beobachter dabei oftmals offensichtlich. Das bedeutet, ich forme den Stein und der Stein formt gleichzeitig mich. Kurz gesagt: Man wird zu dem, was man schafft, oder in unserem Fall, womit man schafft. Steinmetzen sind eben keine Akademiker und das merkt man ihnen auch an; das ist freilich ohne Wertung gemeint.

Das soll heißen, der Handwerker will und wird kein akademischer Künstler sein in der Hinsicht, dass er sich der freien Form bedient, ohne zuerst sein Material zu befragen. Er hat sogar eine natürliche Hemmung davor, etwas „nicht steingerecht“ zu machen, was immer man darunter auch versteht. Auch deshalb wird, wo das Machbare mit dem Materialgerechten kollidiert, der Handwerker instinktiv zugunsten des Materials entscheiden, und entscheiden muss er, je mehr Last das Joch der technischen Machbarkeit auf seinen Rücken legt, umso häufiger.

Der Künstler hingegen kreierte zunächst ohne Materialbezug. Seine Werke bestehen zuallererst durch Inhalt und Form, nicht durch Materialität.

Wo Goethe also in poetischer Überhöhung – und mit dem Blick des Künstlers – „große harmonische Massen, zu unzähligen kleinen Teilen belebt“ erblickt, steht in der einfachen Klarheit baumeisterlicher Handwerkskunst nach handwerklichem Verständnis das Ergebnis von Geometrie, Proportionslehre, Zeichnung, Planung, also Steinwerk vor ihm.

Nüchternheit also statt Eifer, abgeklärte Gelassenheit auf der Basis von Wissen und Können statt aufgewühlter Empfindsamkeit.

Kann der nüchterne Handwerker in uns dennoch etwas vom emotionalen Künstler, nach Goethes Definition, lernen?

Beziehungsweise was könnte ihn, den Handwerker, in einen Künstler verwandeln im Sinne eines veränderten, geläuterten Ansatzes bezüglich seines Tuns, und ihm dadurch helfen, seiner Berufung oder auch nur seinem Beruf besser gerecht zu werden? Was könnte „jenseits seines Wollens (...) unbewusst Kunst aus dem Werk seiner Hände erblühen (lassen)“? (aus: Walter Gropius, Bauhaus-Manifest, 1919). Gropius beantwortet seine Frage selbst mit der „Gnade des Himmels, (die) in seltenen Lichtmomenten (...) ihre Wirkung entfaltet.“ (ebenda).

Ich meine, vielmehr als himmlische Gnade ist es das Wiedergewinnen des „Amateurhaften“ im ursprünglichen Wortsinn, die spielerische Leichtigkeit in der Herangehensweise, das Unmittelbare, das Sich-wieder-wundern-Können und vor allem die Neugier im Umgang mit dem Material.

Für Goethe ist es der „Babelgedanke, (...) ganz groß und bis in den kleinsten Teil notwendig schön, wie Bäume Gottes.“ Das Bauwerk als Königsweg der bildnerischen Gestaltung also. Für Walter Gropius ist rund 150 Jahre später in seinem Bauhaus-Manifest von 1919 ebenso „der Bau (...) das Endziel aller bildnerischen Tätigkeit.“

Bei Goethe ist es die lenkende Hand des Halbgottes beziehungsweise das Genie des Baumeisters, bei Gropius ist es sozialer „das bewusste Mit- und Ineinanderwirken aller Werkleute untereinander“, diese müssen „die vielgliedrige Gestalt des Baues in seiner Gesamtheit und in seinen Teilen wieder kennen und begreifen lernen.“ (aus: Walter Gropius, Bauhaus-Manifest, 1919)

Hierin erkennen wir also neben der Materialbezogenheit als zweiten wichtigen Faktor für die Herausbildung eines künstlerisch denkenden und handelnden Handwerkers die Einheit der Werkleute. Die Komplexität des Bauens erforderte damals wie heute ein arbeitsteiliges Vorgehen. Deshalb entstanden die verschiedenen Handwerke, deshalb gibt es Maurer, Zimmerer, Tischler und eben auch Steinmetze. Diese Vielgestaltigkeit des Handwerkes war in den mittelalterlichen Bauhütten selbstverständlich. Erst durch die Entstehung der Zünfte nach der Auflösung der Bauhütten und die folgende Gewerbefreiheit löste sich der Bund der Handwerker langsam auf, bis er schließlich ganz verschwand. Heute erleben wir zum Teil wieder die Entstehung von Handwerkskollektiven, wo Betriebe verschiedener Gewerke zusammenfinden, um zum Beispiel gemeinsam Bauleistungen anzubieten.

Wir halten also fest: Der gestaltende Handwerker ist eine bedrohte Spezies. Bedroht von der fortschreitenden Technik, die ihm gebietet, seinem Material Gewalt anzutun, bedroht auch von dem Verlust der Gruppe, zu der er sich zugehörig fühlte und bedroht von der Niveaulosigkeit des Geschmacks und den sich immer schneller verändernden Modeströmungen.

Nicht bedroht hingegen wird er von der Industrie, denn die verstand es noch nie, Unikate herzustellen, sondern immer nur Massenartikel ohne Charakter und Seele. Hier muss der gestaltende „seine Pflöcke einschlagen“ und beweisen, dass er es anders, besser macht. Hier darf er sich nicht korrumpieren lassen und muss auch nicht jedem Trend nachlaufen. Kein Mensch braucht Natursteinfurnier, papierdünn und auf beliebige Untergründe aufzukleben wie eine Tapete.

Was also ist mit uns passiert? Haben wir den Verführungen der Industrie zu lange gelauscht oder den Machbarkeitsstudien der Marketingagenturen vertraut?

Haben wir unsere Seele verkauft, um nicht abgehängt zu werden im globalen Wettlauf der Märkte? Oder haben wir nur einfach die Dollarzeichen in den Augen und das, nebenbei noch falsch interpretierte, paulinische Mantra (Die Bibel, 1. Philipper 1, 21) der Grabmalkollegen in den Ohren: „Sein Sterben ist mein Gewinn“?

Innehalten und Rückbesinnung täten uns gut. Rückbesinnung wohlgerne, und nicht Rückwärtsgeandtheit. Hier nun kommt neben dem Können und der Kunst die Kultur ins Spiel. Warum nicht, statt eine Verweigerungshaltung gegenüber allem Neuen einzunehmen, was wir in falsch verstandenem Traditionsbewusstsein viel zu oft getan haben, einen anderen, besseren Weg aufzeigen?

Warum nicht das Potential nutzen, das wir haben, auf die vielen guten Ideen eingehen, die schon da sind oder sich vielleicht gerade entwickeln? Damit meine ich, eine Kultur der Kommunikation zu etablieren, den fachlichen Austausch untereinander zu fördern, statt ihn zu blockieren; schließlich den Anderen, ja, auch den Mitbewerber, wertschätzen lernen als ein Mitglied dieses Organismus, der sich einmal Bruderschaft nannte.

Warum also nicht Trendsetter werden eines Umgangs untereinander innerhalb unserer beschränkten, kleinen Steinmetzwelt, im Betrieb wie im Verband, wo wir uns fast alle kennen, und ebenso draußen in einer bedrohlich scheinenden Welt, die uns eine Existenzberechtigung nur noch unter der Bedingung der totalen Anpassung an ihre Gesetze zugestehen will?

Das wäre dann gelebte Kultur, gewachsen aus dem überlieferten Können der Jahrhunderte und verwirklicht in der Kunst des Handwerks der Gegenwart. Ganz so wie einst, als die Bruderschaft der Steinmetze ihre Sonderrolle in der Gesellschaft würdevoll ausgefüllt hat. Warum also nicht die Stadt auf dem Berg werden, die für alle hell leuchtet, als ein Beispiel für Können, Kunst und Kultur?

Quelle:

- Johann Wolfgang Goethe „Ästhetische Schriften 1771-1805“ Herausgegeben von Friedmar Apel